

Hochschulen einfach das unreformierte westdeutsche System übergestülpt wurde“, was auch „das Ende der marxistischen Geschichtswissenschaft der DDR“ bedeutete. So bewege „sich die Geschichtswissenschaft der BRD auch nach 1989 in alten Bahnen, ohne Anrungen aus der Geschichtswissenschaft der ehemaligen DDR zu rezipieren“ (S. 436f.). Analoge Auffassungen scheinen mittlerweile selbst unter solchen Historikern aus der alten Bundesrepublik aufzukommen, die Lehrstühle ihrer abgewickelten Kollegen besetzt haben. Die Meinung von *Iggers* mutet wie das ergänzende Gegenstück zu einer These von Walter Markov aus dem Jahre 1947 an. Dieser warnte damals davor, „den historischen Materialismus für seine Unterdrückung in anderen Teilen Deutschlands durch ein Monopol in der Ostzone zu entschädigen, es sei denn, daß [man] ihn vorsätzlich durch Inzucht ruinieren möchte“. Markov selbst, seine Schüler und andere Historiker versuchten, durch internationale und nationale Wissenschaftskooperationen dieser Gefahr zu begegnen. Auch die Verbindungen mit *Georg Iggers* sind hier zu nennen. Daß mit der DDR auch deren Geschichtswissenschaft zumindest institutionell liquidiert wurde, konnten diese Bestrebungen, die zudem ständig durch Sicherheitsbedenken gehemmt wurden, jedoch nicht verhindern. Es gibt aber wohl kaum eine Garantie dafür, daß solche Ausgrenzungen allein für die marxistische „Kontroverslinie“ in der „Öku-mene der Historiker“ (Erdmann) bedrohlich werden können.

Werner Berthold

German Cultural Studies. An Introduction, edited by *Robert Burns*, Oxford University Press, New York 1995, 375 S.

French Cultural Studies. An Introduction, edited by *Jill Frobes* and *Michael Kelly*, Oxford University Press, New York 1995, 332 S.

Spanish Cultural Studies. An Introduction, edited by *Helen Graham* and *Jo Labanyi*, Oxford University Press, New York 1995, 455 S.

Die drei Bücher sollen hier auf das Versprechen, das ihre Titel machen, untersucht werden, d.h. als Einführungen, die (vorgeblich) an Anfänger gerichtet sind und die Leser mit einem besonderen Gebiet der Geisteswissenschaften, den *Cultural Studies*, vertraut machen. Ich konzentriere mich in der Kommentierung des Textes auf den Band zu Deutschland, meine Schlußfolgerungen betreffen aber das Konzept aller drei Bücher.

Das im Titel gemachte Versprechen ist nicht so unzweideutig, wie es aussieht, denn ich möchte im folgenden zeigen, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen dem, was in Aussicht gestellt und dem, was tatsächlich geliefert wird, besteht. Ich möchte deshalb nicht nur bewerten und besprechen, sondern auch die Gelegenheit nutzen, darüber nachzudenken, weshalb die *Cultural Studies* die ihnen eigenen Ausdrucksformen in den anglophonen Länder angenommen haben.

Dieses Vorhaben entspringt einer gewissen Unzufriedenheit. Denn es läßt sich zeigen, daß man mit gutem Grund daran zweifeln kann, ob Studierende, denen es zunächst an Fachkenntnissen mangelt, mehr Geistesnahrung aus den *Cultural Studies* als aus älteren Handbücher ziehen, die nun als „konventionell“ gebrandmarkt werden. Ich will nun keineswegs für konventionelle Bücher plädieren, sondern gerade die höheren Ansprüche der *Cultural Studies* ernst nehmen und deshalb prüfen, ob sie wirklich ein neues und unkompromittiertes Kul-

turverständnis bieten. Die Antwort auf diese Frage ist leider negativ, denn obwohl die Lektüre von *German Cultural Studies: An Introduction* jede Menge Informationen über bestimmte kulturelle Bewegungen und Produkte bietet, sucht man doch bis zum Ende vergeblich nach einem klaren Verständnis von *Cultural Studies* selbst. Wir haben es also mit einer Einführung zu tun, die nicht richtig einführt und mit einer analytischen Methode, die nicht genau erkennbar ist.

Die Schärfe dieser Schlussfolgerung mag überzogen klingen. Deswegen möchte ich im folgenden die Heftigkeit meines Urteil durch einige ins Einzelne gehende Argumente untermauern. Es geht mir dabei aber nicht darum, in Bausch und Bogen zu vorurteilen, sondern selbst Vorschläge zu unterbreiten, wie auf dem Feld der *Cultural Studies* fruchtbar gearbeitet werden könnte.

Die Reihe, der diese Bände zugehören, folgt einem einheitlichen Schema. Die Bände sind nach geschichtlichen Epochen gegliedert¹, und die Hauptabschnitte sind wiederum in Kapitel geteilt, die zentralen kulturellen und gesellschaftlichen Themen gewidmet sind.²

Dies entspricht der professionellen Identität der meisten Beiträger, die sie in *literature departments* erworben haben. Dabei haben sie oft einen Wechsel durchgemacht, denn die Zahl der ehemaligen „professors of German“, die jetzt in „professors of German(ian) Studies“ umgewandelt worden sind, wird immer höher. Trotz dieser neuen Selbstdefinition ist die Herkunft der Texte aus den Köpfen derer, die sich hauptsächlich mit Literatur und Film beschäftigen, nicht zu verkennen. Deutlich sichtbar wird auch, warum gerade diese Intellektuellen die Zeit für eine solche Unternehmung für reif halten, denn in einem Moment, wo Literaturwissenschaftler sich Sorgen über sinkende Studentenzahlen machen, bieten die *Cultural Studies* Gelegenheit, ihre Forschungsthemen und Fragen wieder ins Blickfeld zu rücken. Unausgesprochen schwingt dabei die Angst vor einem Überholtsein des

Fachgebiets Literatur mit, denn es waren die *literature departments*, die die Verantwortung für die Einführung in eine fremde (das soll heißen: nicht-angelsächsische, kontinental-europäische) Kultur trugen. Wenn diese Aufgabe inzwischen den Geruch des Altmodischen erworben hat, so verliert das Fachgebiet „German“ eine große Stütze seiner Rechtfertigung und seines Selbstrespektes. Die Neudefinition von *Cultural Studies* ist eine Antwort auf einen solchen möglichen Verlust. Überdies ist aber diese Entscheidung nicht nur als defensive Reaktion zu verstehen: *Cultural Studies* bieten auch die Möglichkeit, die auf Deutschland gerichteten Humanwissenschaften neu zu gestalten. Dadurch erhalten die *Cultural Studies* eine Bahnbrecherrolle, und die Autoren, die mit ihrer Entwicklung verbunden sind, werden als *trendsetters* anerkannt.

Die Bücher müssen also als Ausdruck einer Gruppenidentität analysiert werden, schon, weil es sich um Kollektiverke handelt. Obwohl diese Bücher dem Rezensenten die fragwürdige Gelegenheit bieten, sich auf einen Schlag mehr als eine Handvoll Feinde zu machen, geht es mir vorrangig um die Rekonstruktion dieser Gruppenidentität, denn der Text selbst ist postmodern genug, um selbständig und allein zu stehen.

Ich sehe dabei die Bücher vorrangig in der Perspektive ihrer Leser: jener amerikanischen Studenten, die sie kaufen, weil sie beispielsweise in eine *German-Studies*-Veranstaltung eingeschrieben sind. Was werden sie verstehen? Um diese Frage zu beantworten, nehme ich die folgende Szene an:

In ein Wintermatt sitzen zwei Studenten in der Bibliothek einer amerikanischen Universität. Es ist 21.53 Uhr, Zeit zum Lesen. Zur Beschreibung des Wechsels von Aufmerksamkeit, Langeweile, Scharfsinn und Stumpsinn, der sich in ihren Gesichtszügen während der Lektüre abspielt, bedarf es größeren schriftstellerischen Talents, als ich besitzen. Was ich aber leisten kann, sind einige Mutmaßungen über die Gestaltung ihres

Bewußtseins, wenn sie das Kapitel „Weimar Culture: The Birth of Modernism“ lesen.

Der erste Student interessiert sich für den geschichtlichen Überblick am Anfang, der eine Begriffseinführung in den Modernismus ist. Was findet er? Im ersten Abschnitt eine Erwähnung von Habermas' Idee, daß am Ende des 19. Jh.s die Moderne auf einen Begriff für einfachen Widerstand gegen das Vergangene reduziert wurde.³ Diese Modernitätsauffassung steht im Gegensatz zu der der Aufklärer, die erwartet haben, daß die Wissenschafteften am Ende das Menschenglück schaffen würden.⁴ Allerdings, da der Kontext des aufklärerischen Optimismus nicht erklärt ist, kann man nur hoffen, daß der Student genügend weiß, um die Wichtigkeit dieses Punktes für eine Diskussion der Weimarer Moderne-Auffassung selbst zu bestimmen. Aber auch das ist einerlei, denn der Text geht weiter, ohne bei dem Thema Aufklärung zu verweilen. Vielmehr wird unmittelbar danach verkündet, daß die Zeiten des Geschichtsoptimismus vorbei sind, denn „Horkheimer and Adorno traced out the way in which this positive project for human and social development had been hijacked by the instrumental rationality of capitalism. What had been progressive and emancipatory had become, in the growth of the culture industry, coercive and exploitative.“⁵ So endet der Abschnitt, und die Unklarheit fängt an.

Wenn sich das Kapitel als Ganzes um die Auseinandersetzung mit dem Fortschrittsglauben des 18. Jh.s bei Habermas und Adorno drehen würde, wäre gegen den Abschnitt wenig einzuwenden. Aber wenn es im folgenden keinen Bezug mehr darauf gibt, ist kaum zu erwarten, daß der Student etwas Sinnvolles entnehmen könnte. Am wahrscheinlichsten ist, daß er den Abschnitt mit einer gewissen Verblüffung liest, aber sicherlich intelligent genug ist um herauszubekommen, daß das kommende Kapitel über „the birth of modernism“ anhand der Weimarer Moderne als ein Beispiel von „hijacked“ potentiell von

Befreiung handeln wird. Was soll er aber denken, wenn unmittelbar im nächsten Abschnitt ohne jede Erklärung das Gegenteil behauptet wird: „The transformation of cultural production⁶ occurred as a result of crucial social, technical, political and artistic developments in the inter-war period.⁷ In the 1920's and early 1930's there are still remnants of the old project of liberated humanity. Indeed, when Habermas is casting about for an instance of the regeneration of the specialized spheres of science and scholarship, politics and art he cites narratives of workers discovering a personal—that is, moral and political—relation to works of art. It is precisely that⁸ active relation between the social and aesthetic which characterized so many cultural projects in the Weimar years, from the Bauhaus to popular illustrated papers, and from the documentary theater to Dadaist montages. What was progressive in Weimar culture was informed by aspirations derived from a basic tenant of modernism: the belief that technological change could effect a positive transformation of the environment and an improvement of the human condition.“⁹ (S. 53f.)

Ich nehme an, daß die Autoren sagen wollen, daß der Modernismus der zwanziger Jahre ambivalente Auswirkungen (oder *ramifications*) hatte. Einerseits hat die Entwicklung des Kapitalismus und der Technologie die Möglichkeiten für fortschrittliche Änderungen der Gesellschaft so ausgeschaltet, daß die kulturelle Bewegung des Modernismus (am besten) nur als Protest dagegen zu verstehen ist. Andererseits war es doch nicht so schlimm, denn es gab bestimmte schöpferische Leute, die die neuen technischen Zustände benutzten, um fortschrittliche d.h. gesellschaftlich bedeutende und wirksame Kunst und Kultur zu machen. Nun kommt es mir so vor, als könnte man so oder ähnlich über jede Epoche seit ungefähr 1780 schreiben. Aber wichtiger noch scheint mir die Tatsache, daß ich einfach unsicher bin, ob ich den Text richtig verstanden habe.

Und wenn es mir so geht, fragt sich, welchen Eindruck unser Student hat: er fängt einen Text an zu lesen, der sich weigert, seine Aussage deutlich erkennbar werden zu lassen. Der Student braucht also eine Einführung in die Einführung.

Aber wenn eine Einführung nicht selbständig als ein geistiger Wegweiser bestehen kann, verfehlt sie nicht ihr Ziel? Um diese Vermutung noch zu verstärken, zitiere ich den nächsten und den letzten Absatz dieses Kapitels:

„Introducing a new edition of his essays from the 1920's and 1930's, Ernst Bloch recalled in 1962 that the famous Golden Twenties were a time of transition. Extremists on both left and right saw the first German democracy not as an end in itself, but the incidental means by which a new Germany was to be created, whether as a socialist utopia or as the national community of a *Volk*. A look back to the Weimar years from the post-war period, across the gulf of the Third Reich confirms their reputation for cultural vitality and innovation. The great Weimar icons – Dietrich in *Der blaue Engel*, Brecht's cigar and leather jacket, Klemperer at the Kroll Opera – still hold out a promise which National Socialism interrupted and our own post-modernity has yet to fulfill.“

Was hat dieser Abschnitt mit den zwei vorhergehenden zu tun? Diese hatten nicht von Blochs Übergangsthese gehandelt, und sein Auftauchen erscheint wiederum rätselhaft.¹⁰ Es stellt sich wieder die Frage, wer eingeweiht genug ist, um den richtigen Sinn dieses Absatzes zu erschließen. Ich gebe freiwillig zu, daß ich im Dunkeln tappe. Und was macht unser Student? Es überläuft mich kalt, wenn ich mir vorstelle, was für Randnotizen er machen würde. Etwa: „Weimarer Zeit = goldene Zwanziger; Übergangszeit, viele wollten sie ganz abschaffen; kulturelle Vitalität wurde von Marlene Dietrich und von Brecht mit seiner Zigarre geliefert; die Nazis kamen dazwischen, und unsere Postmoderne bleibt unbefriedigt.“

Es mag scheinen, als sei diese Kritik ungerecht, weil ich bis jetzt keinen Blick auf das Buch als Ganzes geworfen habe. Ich denke aber, daß diese „Mikrokritik“ eben nötig war, weil *mutatis mutandis* die Abstraktionsebenen, die wir hier gesehen haben, für das Werk insgesamt typisch sind. Sicherlich ist die Sprache in den übrigen Teilen des Buchs nicht so vage wie die hier zitierte.¹¹ Aber der Hauptfehler, den ich gerade beklagt habe, ist immer wieder zu finden: Es mangelt am Willen klar darzustellen, welche Fragen ein Kapitel für eine bestimmte Epoche stellen will. Die Folge davon ist, daß die Kapitel nur Scheinargumente anbieten, wo tief sinnige Erklärungen von wichtigen Themen versprochen werden, ohne daß der Leser einen befriedigenden Begriff von *German Culture* bekommt.

Es gibt zwei mögliche Einwände gegen meine Argumentation, die ich aufgreifen möchte. Erstens, dieses Buch sei durchaus korrekt verfaßt, nur eben nicht für Studenten, die Erklärungen nötig haben. Sind Studenten nicht in der Lage einen Text zu verstehen, dann sind sie und nicht die gebildeten Autoren schuld. Nun ist es leider wahr, daß solche Zerrbilder von unwissenden Studenten auch in der Wirklichkeit existieren. Es ist aber leider auch wahr, daß die Erwähnung solcher Studenten ziemlich rasch in ein Ablenkungsmanöver ausartet, denn es war nicht der hohe Grad der Ideen, den ich beklage, sondern vielmehr die Tatsache, daß diese Ideen nicht dargestellt und entwickelt werden. Dieses Versagen spricht für die Abwesenheit jeglichen Mitgefühls mit der Erfahrungswelt der Leser.

Es gibt einen zweiten und begründeteren Einwand, nämlich, daß bei einem solchen Projekt die Aufmerksamkeit mehr auf die Behandlung von individuellen Kulturereignissen als auf programmatische Äußerungen gerichtet werden muß. Dem kann man nur zustimmen, und ohne Zögern hinzufügen, daß die Hauptstärke des Werkes die Wiedergabe von aussagekräftigen Einzelheiten im Feld der deutschen Kultur-

geschichte ist. So lernt man zum Beispiel (S. 239), daß im Oktober 1966 die oppositionelle Gruppe „Krise der Demokratie“ eine „massive Demonstration“ gegen die Bundesregierung organisierte, unter deren Hauptrednern Hans Magnus Enzensberger, Ernst Bloch und Jürgen Habermas waren. Oder es wird (S. 117) bemerkt, daß während der Olympiade von 1936 die Nazis den Befehl gaben, die Preise in Hotels, Restaurants und Lebensmittelgeschäften zu senken. So fließen die Einzelheiten von Seite zu Seite.

Die Präsenz solcher „Kleinigkeiten“ ist – meine ich – sehr positiv zu bewerten, an sie knüpft sich die Phantasie des Lesers. Aber, um mit Moritz zu sprechen, wenn Einzelheiten trefflich dazu dienen, „die Aufmerksamkeit des Menschen mehr auf den Menschen selbst zu heften, und ihm sein individuelles Dasein wichtiger zu machen“, dann darf man fragen, ob die *Cultural Studies* ihr eigenes Dasein, indem sie die Aufmerksamkeit auf die Einzelheiten heften, tatsächlich wichtiger gemacht haben. Die Antwort ist eher negativ. Um dies zu prüfen, kehren wir zu unserer zweiten Studentin zurück, die inzwischen im Kapitel über die Moderne weiter gelesen und dadurch eine Reihe von Einzelheiten kennengelernt hat. Was hat sie gelernt?

Unter anderem wurden ihr Informationen über das Versagen des politischen Systems und den Streit um den Kulturbegriff in den zwanziger Jahren mitgeteilt. Danach sind ein paar Seiten der *Neuen Sachlichkeit* gewidmet. Es ist klar, daß die Textautoren die *Neue Sachlichkeit* für wichtig halten. Wir wollen nun untersuchen, was die Studentin von dieser Wichtigkeit mitbekommt. Zuerst lernt sie, daß die grundlegende Philosophie der *Neuen Sachlichkeit* auf folgende Weise zu definieren ist, „*Neue Sachlichkeit* entails a cool assessment of modern society, sometimes merely registering the development of modern technologies, at others fiercely critical of social mores and their glittering adepts.“ (S. 71) Obwohl das Neben-

einander von Technologie und gesellschaftlichen Sitten etwas verwirrend ist, wird ein Rahmen geboten, in den so verschiedene Künstler wie Otto Dix, Mies van der Rohe und Brecht einzuordnen sind. Es dürfte der Studentin gut gefallen, wenn eine Möglichkeit versprochen wird, die *Neue Sachlichkeit* als einheitliche Bewegung zu verstehen.

Was soll sie aber denken, wenn sie unmittelbar darauf erfährt, daß sich die Autoren nicht so sicher sind, wie einheitlich diese einheitliche Bewegung ist?

„*Neue Sachlichkeit* covers a very broad range, from styles of painting and design, through the influence of technology and mechanization, to American popular forms such as jazz and the deliberate search for a direct and popular literary style by figures such as Kästner and Tucholsky. This variety of reference suggests that *Neue Sachlichkeit* can be properly understood as an instance of what Raymond Williams has called a structure of feeling. It yields, that is, to systematic analysis but retains an element of emotional response in lived experience which is distinct from its ideological determinations. In any event the sheer range of this ‘unified style complex’ is a measure of the cultural diversity and pluralism of the Weimar years.“ (S. 71)

Es folgen Einzelheiten. Aber Einzelheiten wovon? Von einer „structure of feeling“ – die darf analysiert werden, darf es gleichzeitig aber auch wieder nicht wegen eines „element of emotional response in lived experience.“ Wenn dies das „proper understanding“ der *Neuen Sachlichkeit* ist, schaudert man vor dem „improper“. Es scheint, daß den Autoren klar wurde, wie schwierig es ist, eine kurzgefaßte Definition der *Neuen Sachlichkeit* zu geben, deshalb griffen sie auf einen dunklen „unified style complex“ zurück, der Widersprüche über Widersprüche enthalten darf.

Hier könnten natürlich die Autoren einwenden, daß sie einfach den widersprüchlichen Geist der Bewegung ausgedrückt hätten. Doch es gibt einen Unter-

schied zwischen einem philosophischen Widerspruch und einer einfachen Verwirrung. Das zugrunde liegende Problem ist nicht die Kompliziertheit der *Neuen Sachlichkeit*, sondern die ungenügende Aufmerksamkeit der Autoren für die Frage, was diese Kompliziertheit bedeutet. Insbesondere wird nicht klar, ob die gemeinsamen schöpferischen Ausdrucksformen in der *Neuen Sachlichkeit* bewußten Entscheidungen entsprangen oder einfach im Zeitgeist selbst ihren Ursprung fanden. Könnten wir diese Frage beantworten, so würde den Lesern ein „unified style complex“ als sinnvoll erscheinen.

Aber diese Frage ist natürlich nicht zu beantworten. Es ist sicherlich eine Vereinfachung, die *Neue Sachlichkeit* entweder als „geplant“ oder als zufällig zu kennzeichnen. Deswegen wäre schwerlich zu verlangen, daß der Text sich dogmatisch für das eine oder das andere entscheidet. Was aber wünschenswert wäre, ist, daß der Text deutliche Hinweise auf die Art und Weise gibt, wie die Autoren die Entstehung und Ausbreitung der *Neuen Sachlichkeit* als kulturelle und künstlerische Bewegung verstehen. Gäben sie dies unserer lesenden Studentin, hätte diese erheblich bessere Chancen, ihre eigenen Auffassungen von der zugrunde liegenden Einheit der *Neuen Sachlichkeit* auszudrücken. Für die Studentin würde sich damit die Chance erhöhen zu wissen, ob sie richtig verstanden hat oder nicht. Fehlen solche Hinweise, verlieren die gelehrten Einzelheiten an Bedeutung.

Es ist sicherlich unbefriedigend, eine Kritik zu lesen, die immer beim „nicht Vorhandenen“ weilt, und sich über eigene Vorschläge nur wenig äußert. Deshalb möchte ich meine Einwände gegen die hier vorliegende Art von *Cultural Studies* in einigen Gegenvorschlägen zusammenführen. Erstens glaube ich, daß die Geschichte eine eher problematische Rolle in *Cultural Studies* spielt, weil Geschichtsschreibung das Bedürfnis weckt, Ereignisse in eine zeitlich bestimmte Reihenfolge zu stellen. Daraus

resultiert im vorliegenden Fall ein Schreibstil, der eine lange Reihe von Behauptungen mit kleineren Hypothesen zusammenklebt. Es ist klar, daß die Autoren hier dem Bedürfnis nach umfassender Darstellung nachgeben. Aber im Gegensatz zu diesem Bedürfnis wäre es vielleicht besser, bestimmte Themen in der Kulturproduktion auszuwählen, und sie als Gedankenvehikel zu benutzen. Um nur zwei Beispiele zu nennen:

A) Das Verbrechen und sein Reiz: Verbunden mit der Industrialisierung Deutschlands ist in der Kultur eine ständige Rückkehr zur Darstellung von Kriminellen anzutreffen, die auf unterschiedliche Weise Deutschlands tiefere Widersprüche widerspiegeln haben. Seien es Eigentumsdelikte der Gründerzeit (und auch nach 1989) oder Massenmörder wie Peter Lorre in *M* und „Kriegsverbrecher“ in der Nachkriegszeit – die Figur des Verbrechers taucht immer wieder auf. Warum könnte eine Einführung in German *Cultural Studies* nicht den Leser über die Schrecken der dargestellten kriminellen Akte heranzuführen an deren kulturelle Hintergründe und Auswirkungen? Dies böte einen reichen Boden für ein kritisches Kulturverständnis, denn das Verbrechen zeigt uns die Möglichkeiten einer Zuflucht zum Schrecken, und die Darstellung des Verbrechens zeigt uns das Verhältnis der deutschen Kultur zu ihren selbst gesetzten Grenzen.

B) Die Täuschung und Enttäuschung der Frauen: Können Frauen in der deutschen Kultur separat untersucht werden? Es wäre interessant, nicht nur „Beiträge“ von deutschen Frauen auszuwählen und zu diskutieren, sondern ganze Kapitel jenen Versprechungen zu widmen, die die deutsche Moderne deutschen Frauen gemacht hat. Es geht dabei um die Möglichkeit, anhand der Präsenz von Frauen in der Kultur des späten 19. und des 20. Jhs etwas über die Leistungsgrenzen dieser Kultur (d.h. was kulturelle Produkte zu sagen und nicht zu sagen vermögen) zu erfahren. Wenn man diese Leistungsgrenzen in einem solchen Fo-

kus diskutieren kann, ist dies auch für andere Epochen möglich.

Es wird sicherlich anhand dieser beiden willkürlich ausgewählten Beispiele deutlich, daß ich für eine systematische Fokussierung auf Problemlagen plädiere, die eine Alternative für die gegenwärtig betriebene Art von *Cultural Studies* bilden würde. Es geht darum, durch die Auseinandersetzung mit der fremden Kultur das eigene Kulturverständnis direkt herauszufordern.

David Pickus

- 1 Die Bände zu Deutschland und Frankreich setzen am 1870 ein, der Band über Spanien 1898.
- 2 Z.B. gibt es im Band über französische Kultur im Teil III, Revolution and Postmodernity (1968–1995) ein Kapitel „Popular Culture and Cultural Politics“, das in verschiedene postmoderne Themen einführt wie „The City as Signifying Practice.“
- 3 German Cultural Studies, S. 53.
- 4 Ebenda.
- 5 Ebenda.
- 6 Um welche *transformation* es sich handelt, bleibt leider dunkel.
- 7 Will man wissen, welcher Art diese *developments* sind und warum sie *crucial* waren, muß man selbst raten, denn die Autoren lassen sich zu keiner eindeutigen Aussage herab.
- 8 Man wird sich fragen, um welches Verhältnis es sich dabei handelt.
- 9 Hier haben nun offensichtlich Horkheimer und Adorno nichts zu sagen, denn der Glaube an Fortschritt und sogar an technologischen Fortschritt erscheint doch als progressiv.
- 10 Natürlich wäre dieses Rätsel gelöst, wenn die Autoren nicht nur Blochs Name erwähnt hätten, sondern ihr Verständnis seiner Ideen.
- 11 Aber manchmal bleibt sie vague genug. Nehmen wir nur den ersten Abschnitt über die Kultur der BRD, 1968–1990: „The central feature of the period to be dealt with in this chapter is German society’s increasing preoccupation with the quality of life, even though this theme informed neither the political

battles and social tensions at the beginning of that period nor, for that matter, the breathtaking process of national unification that concluded it. Initially, it was the most traditional problem of capitalism that appeared to confront German society (sic). By the late 1960’s the ‘social partnership’ characteristic of the Adenauer era threatened to give way to a renewed class antagonism: 1968 was the high-water mark of the anti-authoritarian student movement and the APO, while the following year saw the eruption of mass wild-cat strikes by the metalworkers. Just as the students questioned the legitimacy of West Germany’s class-based society and its capitalist foundations, so sections of the labour movement displayed a new militancy that seemed to herald the resurgence of class conflict. Additionally, the early 1970’s witnessed the emergence of small gangs of political terrorists, whose atrocities were committed in the name of class warfare. Yet the hall mark of the period under review here was not in fact the reinstatement of class politics but the determination on the part of West German citizens to shape the political agenda and inject it with new themes.“ S. 257.

Das angekündigte Thema der Lebensqualität verschwindet unmittelbar nach seiner Ankündigung. Der zweite Satz ist so unklar, daß ich gar nicht entscheiden kann, ob er nicht vielleicht einen Druckfehler enthält. Am meisten irritiert mich aber, daß diesem Abschnitt tatsächlich gute Ideen zugrunde liegen. Es scheint, als wollten die Autoren etwas folgendes schreiben: „Dieses Kapitel wird drei verschiedene, aber doch aufeinander bezogene Themen untersuchen. Erstens geht es um die Sorge um die Lebensqualität in der BRD seit 1968. Zweitens um das Wiederauftauchen von Klassenkonflikten in der deutschen Gesellschaft, welche unterschiedliche und manchmal sehr scharfe Ausdrucksformen hatten. Und schließlich geht es um den Versuch eines beträchtlichen Teils der Bevölkerung, sich in die Politik einzumischen

und dadurch die Grenzen der Politik neu zu definieren.“ Hätten die Verfasser dies wirklich geschrieben, wären sie auf eine Weise verpflichtet, die genannten Themen klar darzustellen und die Beziehungen dazwischen gut zu erklären, und darin liegt das Problem.

Wolfgang Kraus, Das erzählte Selbst. Die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne, Centaurus, Pfaffenweiler 1996.

„...und so wurde ich, was ich heute bin; so kam es, wie es gekommen ist“. Das ist der – oft unausgesprochene – Schlußpunkt einer klassischen Selbstnarration, einer Geschichte also, mit der Subjekte ihre Identität narrativ konstruieren und kommunizieren. In den Zeiten der wohlständigen und wohlgeordneten Nachkriegs-Moderne wurde das subjektive und machtförmige solcher Selbstnarrationen leicht übersehen. Das ist inzwischen anders geworden. In Ostdeutschland beispielsweise war in den letzten Jahren gut sichtbar, wie ein und die selbe Biographie mit wenigen, aber entscheidenden Nuancierungen sowohl auf sozialistisch wie auch auf kapitalistisch erzählbar ist. Mehr noch: es war beobachtbar, daß die eine Selbstnarration nicht einfach die andere ablöste, sondern okkasionell und kontextuell zwischen den Polen changiert wird. Doch damit nicht genug. Im Offizialdiskurs wird anhand solcher Selbstdarstellungen oder Erinnerungen unversöhnlich gestritten, dem Vorwurf des *Kolonialismus* wird mit dem Vorwurf der *Ostalgie* begegnet. Hier geht es um verschiedene Vorstellungen über die Legitimität und Korrektheit biographischer Selbstdarstellung. Dieses Sonderbeispiel illustriert: Personale Identität ist das Ergebnis einer subjektiven Konstruktionsleistung innerhalb eines kommunikativen Kontextes, dabei werden Schablonen, Symbole und Formen gesellschaftlicher Metaerzählungen genutzt, wobei die Selbstnarration im

Spannungsfeld aktueller Machtbeziehungen ausgerichtet wird.

Diese allgemeinen Phänomene hat der Münchner Psychologe Wolfgang Kraus einer systematischen sozialpsychologischen Betrachtung unterworfen, die durch eine empirische Studie fundiert ist.

Ausgangspunkt von Kraus' Theorie-Inventur ist, wie könnte es anders sein, Erik Erikson. Dem folgt die Rekonstruktion der Post-Eriksonschen Periode der Identitätsforschung, wo neuere Arbeiten von James Marchia, Glynis Breakwell und Carmel Camilleri vorgestellt werden.

Kraus interessiert dabei vor allem, wie in Zusammenhang mit den Krisenerscheinungen der Moderne im identitätstheoretischen Diskurs Kohärenz und Kontinuität neu interpretiert wird. Während bei Erikson Kohärenz und Kontinuität als unverrückbare Grundformen, als Fundamente von personaler Identität gelten, werden sie später als ein historisch bedingtes, gesellschaftlich gefordertes Konstrukt dechiffriert. Kraus hebt dabei Camilleris Problematisierung hervor, der am Beispiel der Identitätsentwicklung nordafrikanischer Jugendlicher in Frankreich zwei oft polare Dimensionen von Kohärenz beschreibt, die „des Selbstbezuges (*fonction ontologique*) und des sozialen Bezuges (*fonction pragmatique*) ... Es geht, zugespitzt, um die Frage, ob das Subjekt mit sich selbst 'im Reinen' sein will oder mit seiner sozialen Umwelt.“ (S. 50) In einer solchen Situation stellt sich die Frage nach dem Preis von Kohärenz. Kraus hebt an Camilleri hervor, daß er diese Ambivalenzen in Betracht zieht. Dissoziation sei nicht prinzipiell als Defizit und Bedrohung zu betrachten sondern auch als Chance, die „Erfahrung des Ich mit dem Selbst einerseits und mit sich als sozialen, situativen Selbst, als sozial wahrgenommener Person andererseits“ zu homogenisieren. (S. 92)

Derart theoretisch orientiert, beginnt der Autor seine empirische Untersuchung zu diskutieren. Im Rahmen des seit 1990 währenden und qualitativ